

Peter Weingart, Wolfgang Prinz, Maria Kastner, Sabine Maasen, Wolfgang Walter: Die sog. Geisteswissenschaften: Außenansichten. Die Entwicklung der Geisteswissenschaften in der BRD 1954 - 1987
Frankfurt/M.: Suhrkamp 1991 (stw 965), 436 S., DM 28,-

Gut ein Jahr nach dem von Weingart und Prinz herausgegebenen Sammelband *Die sog. Geisteswissenschaften: Innenansichten*, einer Bilanz des Standes und der Perspektiven von Forschung und Lehre aus der Sicht der im Wissenschaftssystem Arbeitenden, haben die Verfasser die *Außenansichten* vorgelegt: die Resultate eines großen Projekts der Wissenschaftsforschung, das die Entwicklung der bundesdeutschen Geisteswissenschaften über einen Erhebungszeitraum von mehr als 30 Jahren mit indikatorenorientierten quantitativen Verfahren untersucht hat.

Gegenstand sind die Geisteswissenschaften, hier die "sogenannten", weil sie anderwärts Kultur- oder Humanwissenschaften oder noch anders genannt werden. Sie lassen sich recht trennscharf gegen die Natur- und Ingenieur-, nicht immer ganz eindeutig gegen die Sozialwissenschaften abgrenzen; gemeint sind die philologischen Fächer, die historischen Wissenschaften, die Philosophie und die Kultur- und Kunstwissenschaften einschließlich der Ethnologie. Die Untersuchung stützt sich auf eine breite Erhebung personeller, finanzieller und bibliometrischer Indikatoren, wohl wissend um die Probleme und Grenzen einer quantitativ orientierten Methodik. Das Instrumentarium ist - was im bundesdeutschen Zentrum der Wissenschaftsforschung, Bielefeld, und unter Federführung eines ihrer 'Nestoren', Weingart, nicht anders zu erwarten war - ausgefeilt; die mögliche Reichweite von Ergebnissen wird seriös reflektiert, und der Leser wird nicht mit Daten zugepflastert, sondern die Autoren ziehen Schlußfolgerungen: angemessen deutlich, wo die Resultate es zulassen, erfreulich vorsichtig, wo Restriktionen zu beachten sind.

Ausgangspunkt der Darstellung ist die verbreitete Rede von der 'Krise der Geisteswissenschaften', mit der teilweise der befürchtete Bedeutungsverlust angesichts der gesellschaftsweit um sich greifenden technisch-utilitaristischen Rationalität angesprochen wird, teilweise die Angst vor wissenschaftspolitischer Vernachlässigung in Zeiten einer deutlich High-Tech-orientierten Forschungs- und Technologiepolitik. Die Geisteswissenschaften haben den jahrzehntelang vor sich hin dümpelnden Krisen-Diskurs Mitte der achtziger Jahre wiederbelebt - und zwar just zu der Zeit, als die Studentenzahlen in den philologisch-philo-

sophischen Fächern zurückgingen und die Angst um die eigene Bedeutung und Ressourcenausstattung wieder zunahm. Zur Betonung der eigenen Relevanz schien vielen Geisteswissenschaftlern die 'Kompensationsthese' das Mittel der Wahl zu sein, wonach die Geisteswissenschaften notwendig seien, um 'kulturelle Identität' zu verbürgen und die 'Bewahrung des Humanen' zu gewährleisten - ein neokonservatives, vor allem von Odo Marquard promoviertes Argument, das Gefahr läuft, geisteswissenschaftliche Forschung zur 'Akzeptanzwissenschaft' zu entwerten.

Der Band von Weingart und KollegInnen verdeutlicht im großen und ganzen, daß der Krisen-Diskurs einer realen Basis vielfach entbehrt. Die Geisteswissenschaften haben parallel zum allgemeinen Ausbau des Hochschulsektors kräftig expandiert; im Untersuchungszeitraum wuchs das wissenschaftliche Personal um den Faktor sieben, die Zahl der Universitäten mit geisteswissenschaftlichem Studienangebot verdoppelte sich nahezu, und aus den kurzfristigeren Auf- und Abs der Entwicklung läßt sich kaum ein besonders übler Status der Geisteswissenschaften ableiten: Sie widerspiegeln lediglich allgemeine Konjunkturen der Wissenschaftspolitik. Überdies profitieren sie möglicherweise von einem gewissen ökonomisch motivierten Wohlwollen, denn sie sind im Vergleich der Hochschuldisziplinen billig, weil sie relativ wenig Sachmittel beanspruchen: Die Geisteswissenschaften bieten 20% aller Studierenden einen Studienplatz, beanspruchen aber nur 10% aller Hochschulbudgets.

Gleichwohl gibt es unterhalb dieses allgemeinen Expansionstrends eine ganze Reihe bedenklicher Disparitäten und Probleme, die der Krisenstimmung dann doch wieder einige Berechtigung verschaffen. Dazu gehört der Befund, daß die Entwicklung der Geisteswissenschaften kaum planmäßig auf der Basis einer auf sie bezogenen Forschungspolitik vorstatten ging, sondern - aufgrund der Dominanz lehrerbildender Fächer - hauptsächlich Ausfluß der expansiven Bildungspolitik war. Dazu gehören weiter die ungünstige Personalstruktur mit einem beklemmenden Rückgang des akademischen Mittelbaus und eine rapide Verschlechterung der Relation zwischen Lehrenden und Studierenden; infolgedessen ist die Lehrbelastung in den Geisteswissenschaften turbulent angestiegen, das Forschungspotential hat entsprechend abgenommen, wie sich nicht zuletzt in einer eklatanten Abnahme der Publikationen pro Hochschullehrer und Jahr zeigt. Dazu gehört nicht zuletzt ein vor allem in den großen Fächern festzustellender Trend zur Spezialisierung und Differenzierung, der dann problematisch wird, wenn er mit einem gewissen 'Isolationismus' einhergeht, wenn also versäumt wird, zugleich 'moderne', d.h. kooperative und interdisziplinäre Formen der Forschung nach dem Muster der Natur- und Sozialwissenschaften zu etablieren.

Insgesamt bieten diese *Außenansichten* der sogenannten Geisteswissenschaften ein differenziertes, aufschluß- und facettenreiches Bild, das hier nur in wenigen Aspekten referiert werden kann. Sie ermöglichen - endlich! - eine genauere Identifikation der Schwachstellen und Problemfelder, sie decken kritische Entwicklungen dort auf, wo sie durch die allgemeine Rede von der 'Krise der Geisteswissenschaften' eher verhüllt werden. Im übrigen laden die gut 100 Seiten Material-Anhang ein, quer zu lesen und eigene Schlüsse zu ziehen: So entnimmt man dem Anhang etwa - um ein Beispiel aus einer für diese Zeitschrift einschlägigen Disziplin zu wählen -, daß sich die Zahl der Studierenden in der Theater-, Film- und Fernseh-Wissenschaft in 25 Jahren verzehnfacht hat; 1981 waren 3591 Studierende in diesem Fach eingeschrieben, sechs Jahre später - also etwa nach der durchschnittlichen Länge eines Studiums - legten 193 von ihnen eine Abschlußprüfung ab, das ist eine Quote von gut fünf Prozent. Auch so ein Krisen-Indikator, den wir schon immer geahnt haben - und den wir jetzt schwarz auf weiß besitzen.

Rainer Bohn (Berlin)